



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Posen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nur das Vorspiel sind, Italien auf Seite Frankreichs und Rußlands oder Englands, Oestreichs und Preußens stehen wird. Wohin Italien seine Interessen weisen, kann nicht zweifelhaft sein. Ob es seinen Interessen wird folgen können, wird allein davon abhängen, ob Oestreich sich bald zu dem Entschluß erhebt, die Schärfe der Beziehungen, die zwischen den beiden Ländern besteht, zu mildern, und ob Italien Geduld genug besitzt, Ansprüche, deren rasches Betreiben es nur immer tiefer in die Vasallenschaft Frankreichs versinken lassen würde, bis zu einer Krisis zu vertagen, deren glücklicher Ausgang Oestreich einen reichen Ertrag für das Königreich Venetien bieten würde.

3.

Posen.

Dunkle Fichtenwäldungen, weit gestreckte magere Getreidefelder, von Sand- und Haidestrichen unterbrochen, moosige Wiesen mit Weiden und Erlengebüsch, zuweilen eine langweilige Pappelallee, die einem Dorfe zuführt, dessen niedrige, rohgedeckte Lehmhütten kaum aus dem Erdboden hervorragen — das ist die monotone und ziemlich trostlose Landschaft, welche sich dem Auge darstellt, wenn man, aus den gesegneten Fluren Schlesiens kommend, die Provinz Posen betritt. Es ist eine unabsehbare Ebene, deren Horizont durch den dunkelblauen oder violetten Strich der Kiefernwäldungen bezeichnet wird, auf der aber das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkt sucht, wo es mit Wohlgefallen weilen möchte. Die Städte, welche wir berühren, gewähren einen nichts weniger als angenehmen Eindruck.

Rawicz liegt hinter Sanddünen und Windmühlen. Reisen mit seinem stattlichen sulkowski'schen Schloß und Park gleicht einer Oase in der Wüste. Bojanowo, Lissa, Schmiegel sehen gleichmäßig wenig einladend aus. Erst bei Kosten erhebt sich das Land zu einiger landschaftlichen Schönheit. Weizenfelder treten an die Stelle der mageren Roggen- und Kartoffelflächen; mäßige, mit Laubholz bewachsene Höhenzüge steigen aus der Ebene empor, um ziemlich schroff zu den Seen bei Storchneß abzufallen. Die Dörfer schauen mit einem Anstrich von Wohlhabenheit aus dunklen Baumgruppen hervor; hier und da

zeigt sich das stattliche Schloß eines Dominalhofes. Der bescheidene Landes-
einwohner hat diese Gegend mit dem Namen der polnischen Schweiz geehrt.
Wenige Meilen hinter Kosten tritt aber wieder die frühere trostlose Monotonie
ein und steigert sich, je mehr man sich der Stadt Posen nähert, um Moschin,
Gzempin, Stenczewo zu einem erschrecklichen Grade. Endlich bekommen wir
die gelb und träge dahinkriechende Warthe zu Gesicht, und die Thürme und
Thürmchen der Stadt wachsen langsam aus dem Erdboden vor uns heraus.
Als wir zum ersten Male dieses Anblicks genossen (allerdings war es an einem
rauen und unfreundlichen Märztag), lag ein jahrelanger Aufenthalt in Posen
vor uns — und uns überschlich ein leises Frösteln.

Kurz vor der Stadt macht die Eisenbahn, die Festungswerke fast streifend,
einen scharfen Bogen und steigt aus der Wartheniederung zum hochgelegenen
Bahnhof empor. Von dort aus hat man den ersten Ueberblick über einen
großen Theil der Stadt und der Festungsanlagen. Aus fortificatorischen Rücksichten
hat man den Bahnhof nur provisorisch und aus Fachwerk fast eine Viertelstunde
von der Stadt entfernt bauen müssen; indessen ist später ein Schienenstrang
unter dem Hauptwall hindurch in der Nähe des Wilda-Forts in die Stadt
hineingeführt und dort auf der inneren Seite des Hauptwalles der Bau eines
permanenten Bahnhofes begonnen worden, von welchem aus die projectirte
posen-bromberger Bahn die Stadt und den Fluß in einem ungeheuren Viaduct
nach dem rechten Wartheufer hin überschreiten wird. Vom jetzigen Bahnhof
aus sieht man den grünen Rand des vorliegenden Glacis, über den die Mauer-
kanten des Wilda- und Berliner-Forts, sowie die dahinter gelegenen ansehn-
lichen Stadttheile, die Neustadt und St. Martin, beträchtlich hervorragen.
Weiter rechts liegt das Dorf Wilda, noch weiter rechts das elende Dorf
Dembsen mit seinem classischen dembsener Sande, dem Exercierplatz für die
größeren Uebungen der Garnison. Zur Linken hingegen zieht sich ein breiter
Thalgrund in die Werke hinein; dort unten im Thal liegt das Fort St. Adal-
bert mit seinen sauberen Walllinien und Schleusen, und jenseit des Thalgrun-
des steigt, dicht und anmuthig mit Laubholz bewachsen, der Hügel empor, den
das großartige Fort Winiary krönt. Wir würden die kriegerische Bestimmung
dieses Hügels nicht ahnen, schauten nicht über die Baumkronen die gewaltigen
Thürme heraus, deren größter die preußische schwarz-weiße Fahne weit in das
Land hinein wehen läßt. Wir aber werfen uns in einen der bereitstehenden
Hotelwagen, rollen im Galopp der Stadt zu, durch die finstere Poterne des
berliner Thors in dieselbe hinein, durch elegante glänzende Straßen, über den
prächtigen Wilhelmsplatz einem der Hotels an diesem Plage zu, die uns jeden
Comfort großer Städte bieten. Sodann wollen wir eine Umschau halten.

Die heutige Stadt zerfällt in drei, ihrem inneren und äußeren Wesen nach
verschiedene Stadttheile: auf dem rechten Ufer der Warthe, zu beiden Seiten

des Cybinaflüßchens, die Domstadt mit der Wallischei, bewohnt von der katholischen Geistlichkeit und von dem niederen polnischen Volk; auf dem linken Wartheufer die Altstadt, bewohnt von den Juden und weiter höher die durchaus moderne Neustadt, bewohnt von den Deutschen und einzelnen vornehmen Polen. Der älteste Theil ist die Domstadt. Dort gründeten schon die Herzoge Miecislauß und Boleslauß das Bisthum um 996 und bauten den Dom zu St. Peter mit einem Kloster. Andere Kirchen und geistliche Gebäude entstanden bald um den Dom; unter bischöflichem Schutze baute sich die Stadt (Wallischei) auf dem rechten Wartheufer auf und ward nebst dem Dome mit einer Befestigungsmauer umgeben. Drüben auf dem Höhenrande des linken Ufers, da wo jetzt in der Nähe des alten Marktes die Franziskanerkirche und das Appellationsgericht liegen, gründeten die Herzöge um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine Burg und unterhalb derselben nach dem Flusse zu allmählig auch eine Stadt, welche bald zu hoher Blüthe heranwuchs.

In der bischöflichen Stadt sind einige Ueberreste aus dem frühesten Mittelalter auf die Neuzeit hinübergekommen. Es ist eine uralte, ruinenhafte gothische Steinkapelle neben dem Dome und unsern davon einige barocke Gebäude, früher vermuthlich Theile eines Klosters, jetzt zu einer Schule hergerichtet. Die Wände der Kapelle sind geborsten, Fledermäuse und Nachtvögel nisten im Inneren, aus welchem schon längst aller kirchliche Schmuck verschwunden ist, und die Tage des Gebäudes sind gezählt; denn es wird modernen Festungswerken weichen, mit welchen man in neuester Zeit den Dom zu umgeben beginnt. Der Dom selbst ist nicht mehr der alte; der jetzige wurde im Jahre 1775 in durchaus unschönem Stile begonnen und gewährt sowohl im Aeußeren wie Inneren einen nüchternen Anblick; nur die prächtige radzinskische Kapelle, welche mit bunter byzantinischer Mosaik und mit den rauchschen Bildsäulen der beiden Herzöge Miecislauß und Boleslauß geschmückt ist, macht eine Ausnahme. Auch das erzbischöfliche Palais und das katholische Seminar sind durchaus modern, ein Theil des letzteren ist im ehemaligen Reformatenkloster untergebracht. Jener Theil der bischöflichen Stadt, welcher von der Cybina und Warthe umschlossen wird, ist ein Conglomerat von Gassen, Winkeln, elenden Häuschen, Lehmbaracken, Schutt und Kehricht, dessen Ausdünstung die Nasennerven empfindlich beleidigt. Dort haust ein armes und schmutziges Volk, polnische Tagearbeiter und kleine Handwerker; in der Nähe des Flusses tummeln sich in den Schnapsboutiquen die Schiffs- und Floßknechte herum, die weit aus dem Inneren Großpolens, aus Galizien kommend, mit ihren Fahrzeugen den Fluß nach Danzig oder Stettin hinabtreiben.

Mittels einer langen Brücke überschreitet man die Warthe, um in die Altstadt zu gelangen. Dort treten uns breite Straßen, deutsche solide Steinhäuser, mit dem oft durch reiche alterthümliche Architektur geschmückten Giebel

nach der Straße zukehrt, entgegen und manches alte Bauwerk erzählt uns von einstiger Pracht und Herrlichkeit. Die Stadt wuchs durch deutsche Colonisation zu bedeutendem Wohlstande empor, bis sie von 1576—1645 unter den Herzogen Siegismund dem Dritten und Wladislaus dem Vierten mit 70 bis 80,000 Einwohnern ihren Culminationspunkt erreichte.

Damals dehnte sich der posensche Handel über ganz Europa aus. Posensche Kaufleute belebten die Handelsstraßen nach dem Ural und Kaukasus. Mit der Hansa bestand eine innige Verbindung, und die Rolandsäule vor dem Rathhause beweist uns, daß deutsches Recht und deutsche Sitte in der Stadt üblich waren. Aber der blühende Handel wurde durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und durch die inneren Unruhen im Lande selbst gebrochen. Im polnischen Reiche löste sich der Zusammenhang der lockeren Masse in Anarchie auf, und schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Thore der Stadt den Schweden geöffnet.

Damit kam eine Zeit ununterbrochenen Elends. 1657 waren zum ersten Male brandenburgische Truppen in der Stadt; sie plünderten und steckten mehre Kirchen in Brand. Es folgte der nordische Krieg. Der schwedische General Mardesfeld nahm 1703 Posen mit Sturm, und im folgenden Jahre wurde es sechs Wochen lang von Russen und Sachsen unter dem famosen Patkul vergeblich belagert. Russen und Schweden suchten abwechselnd und immer mit neuen Contributionen die Stadt heim; auch König Karl der Zwölfte war wiederholt dort, und man zeigt am alten Markt noch das weit hervorragende Schirmdach über einer Hausthür, auf welches der König einst aus dem darübergelegenen Fenster während der Nachmittagsruhe hinabgefallen sein soll. Was die kriegführenden Parteien übrig ließen, rafften Hungersnoth und Seuchen hinweg. Auch der altranstädter Frieden brachte keine besseren Zeiten, denn der innere Zwist entbrannte mit neuer Wuth. 1710 waren die Sachsen in der Stadt, welche von den Conöderirten gestürmt wurde, und 1723 erfolgte infolge des schrodaer Landtagschlusses die Austreibung der Evangelischen und die Demolirung ihrer Kirche. Während des siebenjährigen Krieges litten Stadt und Land furchtbar unter den Verheerungen der Russen, so daß, als beide endlich in der zweiten Theilung Polens an Preußen kamen, die Einwohnerzahl Posens auf etwa 8000 Menschen herabgekommen war. Kaum begann sie sich allmählig zu erholen, so brachte der französische Krieg von 1806 bis 1807 neue Drangsale. Napoleon hielt sich im Winter von 1806 zu 1807 längere Zeit dort auf; am 11. December 1806 ward dort der Friede zwischen Frankreich, Sachsen und den sächsischen Herzogthümern geschlossen. Wie elend damals noch der Zustand der Stadt war, beweist, daß der weimarsche Gesandte Friedrich v. Müller bei einer Fahrt zur Audienz in einem Rothloch der ungepflasterten Straßen mit dem Wagen stecken blieb.

Es folgten die Jahre 1812 bis 1814, die Durchzüge der französischen und russischen Heeresmassen; dennoch war die Bevölkerungszahl der Stadt, als letztere 1815 wieder an Preußen kam, schon auf 16,000 Menschen angewachsen.

Seit der preussischen Occupation sind nun in fast ununterbrochener Reihenfolge Jahre des Friedens und Segens gefolgt, welche Handel und Gewerbe wieder zu hoher Blüthe entwickelt haben. Die Einwohnerzahl ist auf 50,000 angewachsen, von denen $\frac{1}{4}$ Deutsche, $\frac{1}{4}$ Juden, der Rest Polen sind. Auf dem Raume der alten Befestigungswerke um die Altstadt, welche aus doppelten Mauern, Bertheidigungsthürmen und einem tiefen Graben bestanden, hat sich über die früheren Vorstädte Kundorf und St. Martin hinaus die prächtige Neustadt angebaut, und endlich hat im Jahre 1828 der Bau jenes Gürtels gewaltiger Festungswerke begonnen, welcher in einem weiten Kreise nicht bloß die ganze langgedehnte Stadt, sondern noch eine bedeutende Fläche von Gärten, Wiesen und Ackerland umschließt.

Kehren wir noch einmal in die Altstadt zurück. Sie ist reich an eigenthümlichen Gebäuden. Da ist zunächst das Rathhaus im Spitzbogenstil des sechszehnten Jahrhunderts erbaut, mit Steinwerk und Zinnen geziert in einem Geschmack, der an den moskauer Kreml erinnert, und unter der Vorhalle geschmückt mit verwitterten, fast unkenntlichen Fresken, den Bildern polnischer Könige. Leider wurde im folgenden Jahrhundert ein geschmackloser Thurm auf das Gebäude gesetzt und dieses auf zwei Seiten durch den Anbau von Häusern entstellt; immer aber bleibt es noch eine architektonische Marität, wie wir sie zuweilen in altpolnischen Städten finden, ein Zeugniß reichen, blühenden Gemeindelebens. Am Markt ferner liegt das Palais des Grafen Dzialinski, den die Polen als ihren künftigen König bezeichnen, der aber zunächst, infolge der bei ihm vorgenommenen Haussuchung steckbrieflich verfolgt, sich auf flüchtigem Fuße befindet. Sonst versammelten sich um die Mittagsstunde in dem Portal Arme und Nothleidende in großer Zahl, wie vor den römischen Klöstern die Branzatori, um von dem Ueberfluß der gräßlichen Tafel gespeist zu werden. Vis à vis dem Palais ist die Hauptwache, auf welcher der bekannte Militärschriftsteller Rüstow im Sommer 1848, bevor er durch Vermittlung seiner Geliebten befreit wurde, gefangen saß. Hinter dem dzialinskischen Palais steigt der mäßige Hügel hinan, der einst das alte Woywodenschloß trug, von welchem indeß in den Räumen des heutigen Appellationsgerichts kaum die Grundmauern erhalten sind, während man in den Gärten einiger der an der Wilhelmstraße gelegenen Häuser noch Reste der alten Umfassungsmauern erkennt.

Seitwärts und unfern des alten Markts tritt uns, die Straße sperrend, die Jesuitenkirche mit ihrer reichen Fagade entgegen und neben ihr das ehe-

malige Jesuitencollegium, ein Gebäude von mächtigem Umfang, welches jetzt als Dienstwohnung des Oberpräsidenten und als Sitz der Regierungsbehörden dient. Die Kirche stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert und erinnert an den überladenen Reichthum italienischer Kirchenaus schmückung; das Schloß (das ehemalige Jesuitencolleg) sah seine jüngsten glänzenden Tage, als Fürst Anton Radzivil nach der preussischen Besitzergreifung 1815 Statthalter von Posen war und um sich einen Hof der vornehmen deutschen und polnischen Welt zu sammeln verstand, an welchem königliche Prinzen um die Gunst der ebenso schönen wie geistreichen fürstlichen Tochter warben. Das ist die goldene gute alte Zeit, von welcher die Posener heut noch schwärmen und die wieder heraufzubeschwören Fürst Antons Nachfolger sich vergeblich bemüht haben.

Die übrigen zahlreichen Kirchen der Altstadt sind aus ältester Zeit, aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, bieten aber wenig Merkwürdiges; die Franziskanerkirche ist die einzige, in welcher eine katholische deutsche Predigt gehalten wird.

Wenden wir uns vom alten Markt durch die neue Straße oder über den Sapiehaplag in die Neustadt hinein, so betreten wir zunächst die Wilhelmstraße mit ihren eleganten Häusern und Läden, ihrer von doppelter Fahrbahn eingeschlossenen Kastanienallee, ihrer flanirenden beau monde, für uns ein wohlthätiger Anblick, die wir aus dem summenden und unruhigen Treiben des Judenthums in der Altstadt kommen. Zwar halten auch hier unter den Kastanien der Wilhelmstraße in der Nähe der Post die Juden ihre ambulante Börse und tagiren jede neue Physiognomie nach ihrem klingenden Werth und nach dem etwa aus ihr zu ziehenden Vortheil, dennoch aber athmet die ganze Neustadt deutsche Ordnung und deutsche Reinlichkeit. Wir sehen breite und saubere Straßen, moderne und wohlgetünchte Häuser mit verständigem, charakterlosem Anstrich und könnten uns nach Berlin versetzt wähnen, schaute hier und da nicht doch der Slave hervor. Wir sehen elegante Damen, theilweis in glänzender Toilette, theilweis in schwarzer, weißberänderter Kleidung, die den Trägerinnen ein distinguirtes Aussehen verleiht. Es sind Polinnen, welche Angehörige, Opfer des Aufstandes im Königreich betrauern, oder die von einem demonstrativen Trauergottesdienst heimkehren, welcher in der kleinen Kirche von St. Martin für die polnischen Opfer des Aufstandes im Allgemeinen abgehalten worden ist. Dort saust im scharfen Galopp ein treffliches krakussches Biergespann rothbehangen an uns vorüber und biegt äußerst geschickt mit scharfer Wendung in den Thorweg von Mylius Hotel ein; aber so elegant auch Pferde, Geschirr und Wagen sind, so ist der Reiter auf dem vordersten Sattelpferde doch der unverfälschte Bauernknecht in seinem langen Kittel und in den weiten, in die Stiefel gesteckten Hosen, und der schäbige Treffenhut und Frack des Bedienten verbergen schlecht den Bauerjungen, der heut Bedientendienste

verrichten muß. Endlich an Markttagen sehen wir truppweise das gutmüthige polnische Landvolk in seinen bunten Trachten schnapsselig und seine unbarmhossigen Melodien singend den Thoren zutaumeln, die Männer meist von den Frauen geleitet, während der deutsche Hauländer still und bedächtig seines Weges wandert, auch er in der Landestracht, welche seine Vorfahren aus ihrer deutschen Heimath mit herübergebracht haben.

Will man Posen in seinem Staatskleide sehen, so muß man sich zur Zeit der Carnevals einfinden, wo in der polnischen haute-volée ein Fest das andere drängt, und der Landadelmann mit Familie, Equipage und Dienerschaft nach der Stadt kommt, um eine Pracht zu entfalten, welche meist über seine Verhältnisse geht. Oder man muß um Johanni zum Wollmarkt und Pferderennen kommen, wo der Inhalt eben gefüllter Börsen in rauschenden Trink- und Spielgelagen bei Herrn Kaas verjubelt wird und die zahlreichen Freunde und Freundinnen des Sport von Nah und Fern sich versammeln, um ihre und anderer Leute Pferde prunken zu lassen.

Die Wilhelmstraße verbindet die beiden Plätze, den Wilhelmplatz und den Kanonenplatz. Wir wenden uns letzterem zu, um nach dem Fort Winiary zu gelangen. Jenseit des Platzes baut sich nicht unmalerisch auf einem Hügel das weitläufige Garnisonlazareth mit der Garnisonkirche und der uralten Kirche von St. Adalbert auf. Am diesseitigen Fuße des Hügels stehen in langen glänzenden Reihen die Geschütze der in Posen garnisonirenden Feldbatterien und nahe dabei ragen einige alte Pappeln hoch in die Luft, deren eine in ihrem Stamme die Kugelspuren der einzigen unter preussischer Herrschaft stattgehabten standrechtlichen Execution trägt. Dort ward 1846 ein Insurgent erschossen, der einen Gensdarm meuchlerisch tödtete; jetzt schildert ein Soldat an der Stelle, weil man selbst diesen Meuchelmord zu politischen Demonstrationen durch Aufhängen von Kränzen zc. benutzen wollte. Der Hügel von St. Adalbert, kaum 6000 Schritt von den ehemaligen Umfassungsmauern der Stadtbefestigung entfernt, war in den früheren Kriegen oft Gegenstand erbitterter Kämpfe, von welchen an Kirche und Kirchhofsmauer mannigfache Spuren zurückgeblieben sind.

Wir gehen den Hügel hinab, durch das Fort gleichen Namens hindurch, überschreiten den Thalgrund und steigen jenseits durch anmuthige Parkanlagen auf breiter chaussirter Straße die Höhe hinan, welche vom Fort Winiary gekrönt ist. Oben angelangt stehen wir vor einem gewaltigen massiven Thurme, an welchen sich rechts und links kasemattirte Fronten mit zwei Reihen von Schießscharten übereinander anschließen. Ueber den tief eingeschnittenen Graben führt eine Zugbrücke zum Eingangsthor. Wir treten näher; eine Schildwache fragt nach unserem Begehren und führt uns über den weiten Hofraum des Forts zum wachthabenden Offizier, um uns dort die Erlaubniß zur Besteigung einer der Thürme auszuwirken. Der Schlüsselmajor erscheint mit einem

Bunde gewaltig rasselnder Schlüssel, manche davon so groß wie Reiterpistolen, und wir klettern nun die dunkle Wendeltreppe hinan, welche uns auf die Plattform des Reblthurms bringt. Dort oben genießen wir, namentlich wenn die Gegend im Frühlings- oder Sommerleide prangt, einer Aussicht, wie wir sie so schön kaum geahnt haben.

Zunächst sehen wir aus der Vogelperspective in das Fort Winiary hinab. Der Kern desselben besteht aus einem Fünfeck von Kasernen und Vorrathsgebäuden, die nach dem Hofraum zu lange Reihen von Fenstern in drei Stockwerken, nach Außen zu aber nur finstere Kanonenscharten zeigen und hier kaum über den Rand des Glacis hervorragen. In drei von den ausspringenden Winkeln des Fünfecks liegen ungeheure montalembertsche Thürme, gleichsam die Bastionen der Gebädefourtinen bildend. In den Kasernen und Kasematten ist Raum für 3000 Mann, für die nöthigen Pferde, für Handwerksstätten, Artillerielaboratorien, für Bäckerei, Schlächtere, Küchen etc.; in den Vorrathshäusern ist Kriegsmaterial jeglicher Art: Gewehre, Geschütze jeden Kalibers, Wagen und Karren, Mehl, Korn, Fourage und Munition aufgehäuft; in den Gräben sehen wir große Vorräthe von Holz und Kohlen.

Um den gemauerten Kern des Forts schlingt sich der Kranz des dichtbewachsenen Glacis, welches stadtwärts ziemlich steil zur Wartheniederung abfällt, sich aber stadtabwärts zu einer ausgedehnten Esplanade, dem Raum für die Lagerung von mindestens 15,000 Mann verflacht. Jetzt dient die Esplanade der Garnison des Forts als Exercierplatz, welchen der eisenbeschlagene Schuh des Soldaten hart wie eine Scheuntenne getreten und in eine vegetationslose Wüste verwandelt hat. Ihrerseits ist die Esplanade nach Außen hin wieder geschützt durch einen kasemattirten Wall, tiefen Graben und durch eine Anzahl vorliegender Werke, welche sich an die innere Befestigung des Forts auf beiden Flanken anschließen und die abermals mit einem zusammenhängenden gedeckten Weg und Glacis umgeben sind. Von oben herab sehen die Walllinien so scharfkantig, so sauber und grün bewachsen aus, das Mauerwerk so solid und genau ausgeführt, daß das Ganze ein Bild der gewissenhaftesten Ordnung darstellt, imponirend sowohl für den Laien als für den Sachverständigen.

Wie das Fort im Kriege auf die Erhaltung durch eigene Kräfte angewiesen ist, so bildet es auch im Frieden eine selbständige, von der Außenwelt unabhängige Militärcolonie, die ihre eigenen Freuden und Leiden hat. Die Soldaten haben ihre Tanzvergünstigungen, ihre theatralischen Aufführungen, im Sommer ihr Preischießen und versammeln sich am heiligen Abend um den Weihnachtsbaum. Die Offiziere in ihrer Speiseanstalt vereinigen sich allwöchentlich einmal zu geselligen und wissenschaftlichen Zusammenkünften; man hat sogar von Thés dansants und Cafés dansants auf dem Kronwerk gehört. Jetzt aber sitzt oben auch eine Gesellschaft und zwar im Reblthurm, der

von den Schuhmacher- und Schneiderhandwerksstätten geräumt worden ist, eine unfreiwillige Gesellschaft — die gefangenen Polen und die Untersuchungscommission. Zu den Leiden rechnen wir vor allen anderen Fieber und Typhus, welche im Sommer in erschrecklichem Grade die Garnison des Forts heimsuchen, Folgen der kellerartigen dumpfigen Luft in den Wohnräumen. Es hat Jahre gegeben, wo mehr als ein Drittel des Activbestandes der Truppe auf der Krankenliste stand, und wo man genöthigt war, auf dem Lande Reconvalescentenstationen einzurichten.

Richten wir unseren Blick vom Fort ab nach der Stadt zu, so schauen wir zunächst über die Wipfel der grünen Bäume hinweg auf eine weite Wiesenfläche, welche von der aus den Häusermassen der Stadt hervortretenden Warthe durchströmt wird. Jenseit der Wiesenfläche breitet sich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung vom berliner bis zum warschauer Thor vor uns aus. Rechts im Mittelgrunde tritt der Hügel von St. Adalbert hervor, links und entfernter der Dom mit dem erzbischöflichen Palast; dazwischen sind es nur einzelne Thürme, das Rathhaus und die Häuser auf dem Hügel des alten Schlosses, welche die monotone Stadtlinie unterbrechen. Jenseits der Stadt schweift das Auge in die unermessliche Ebene nach Moschin, Kurnik und Schwersenz hinaus. Wie oberhalb der Stadt der Eichwald an der Warthe, so sind auch unterhalb derselben die Ufer des Flusses nicht ohne Schönheit; sie bilden zum Theil scharfe Lehmbstürze; der Schilling und der Annaberg bei Dvinsk gehören zu den wenigen ländlichen Vergnügungsorten in Posen.

Von unserem hohen Standpunkte aus gewahren wir, wie vollständig die Stadt vom Fort Winiary beherrscht wird und wie sie von dem gewaltigen Gürtel des Forts und der Werke im weiten Kreise von $1\frac{1}{2}$ Meilen umschlossen ist. Fort St. Adalbert vermittelt rechts unten im Thale den Anschluß der Stadtbefestigung an Winiary. Dann folgen das berliner Fort, der Raum zwischen letzterem und St. Adalbert ausgefüllt durch eine große Anzahl von Militär-établissements, Magazine und durch die Husarenkaserne mit ihren Ställen und ihrer Reitbahn, das Wilda-Fort, das Carmeliter-Fort, endlich das Wasser-Fort, womit die Warthe oberhalb ihres Eintritts in die Stadt erreicht wird. Alle diese Forts sind durch den bastionirten Hauptwall mit einander verbunden und bestehen meist nur aus einem thurmartigen Rundbau, welcher einen kleinen Hof umschließt und aus niedrigen vorliegenden Werken. Auf dem anderen Wartheufer, gegenüber dem Wasserfort, erhebt sich das Fort St. Rochus, weiter das Reformaten-Fort und endlich, wieder zur Wartheniederung herabsteigend, folgen die Befestigungen der kleinen und großen Schleuse, welche bestimmt sind, die Ueberschwemmung der Niederung zu bewirken, wodurch Fort Winiary nach der Stadt hin vollständig abgesperrt und letztere in zwei Theile getrennt wird. Das ist die äußere Enceinte der Stadt; doch auch im Inneren hat man den

Bau von Werken begonnen, welche bestimmt sind, den Domstadttheil zu isoliren und auch die Höhe von St. Adalbert zu sichern.

Im Jahre 1828 hat der Bau der Festungswerke nach den Plänen des Ingenieurgeneral v. Brese begonnen; viele Millionen sind hineingesteckt worden, und es werden noch Decennien vergehen, bevor er in seiner Vollendung dasteht. Berge sind geschaffen oder geebnet, Thäler gefüllt oder ausgegraben, ganze Dorfschaften verpflanzt worden; auf dem Raume des Kronwerks lag das Dorf Winiary, dessen Kirchenstätte auf der Esplanade durch ein Kreuz bezeichnet ist, und dessen Name dem General Brese nächst dem Adelstitel zugetheilt worden ist. Es ist ein zweites Sebastopol erstanden, das hoffentlich sich in gleicher Weise bewähren wird. Aber der Bau ist in einem Zeitraum ausgeführt worden, in welchem die Artilleriewissenschaft in einem Entwicklungsproceß sich befand, der die Zerstörungsmittel unglaublich erhöht und alle alten Befestigungssysteme über den Haufen geworfen hat; es ist zweifelhaft, ob die Bauten von 1828 den Monstregeschützen der Gegenwart und Zukunft entsprechen werden, namentlich ob freistehendes Mauerwerk, wenn auch noch so solid gebaut, den nöthigen Widerstand leisten kann, selbst wenn man dasselbe mit jenen gewaltigen Eisenplatten belegt, welche jetzt in England angewendet werden, um die Schiffswände kugelfest zu machen. Unter allen Umständen wird Posen als ein Stapelplatz für die ungeheuren Kriegsvorräthe, welche eine gegen den Osten operirende Armee braucht, als ein Stützpunkt, wo sie im Unglücksfalle eine gesicherte Zuflucht findet, von hoher militärischer Bedeutung sein. Die ungeheuren Kosten, welche der preußische Staat aufgewendet hat, um durch den Bau der Festung seine und Deutschlands Grenzen gegen den Osten hin zu schützen, mögen zunächst dem Polen die Ueberzeugung geben, daß der Staat entschlossen ist, auch nicht einen Schritt von diesen Grenzen zurückzuweichen.

Schritt vor Schritt, stetig, gründlich und unermüdet schreitet der Deutsche nach Osten hin vor. Germanisationspläne der Regierung, Widerstand der polnischen Bevölkerung vermögen seinen Weg weder wesentlich zu beschleunigen noch zu verzögern. Der polnischen Nation fehlt der nothwendigste Factor zur staatlichen Existenz: der Bürgerstand. Auf den leeren Platz schiebt sich seit Jahrhunderten der Deutsche mit seinem Fleiß und seiner Gewissenhaftigkeit hinein, die schwachen Versuche polnischer Concurrnz sehr bald überwindend. Der Jude hat schon längst den Handel in Händen, häuft Capital auf Capital und arbeitet durch dasselbe und durch den Wucher, der leider in der Provinz in größtem Umfange und mit voller Schamlosigkeit betrieben wird, auf den Ruin des polnischen Gutsbesizers los. Liederliche, unordentliche Wirthschaft, Unreellität in Erfüllung eingegangener Verpflichtungen, maßloser Luxus, Spiel &c. treiben den Gutsbesizer in Schulden; der Jude findet sich bereitwillig mit

seinem Wechselchen ein. Am Verfalltage erfolgt keine Zahlung; es wird prolongirt und wieder prolongirt, und endlich verschwindet eines Tages der Besitzer mit Hinterlassung einer ungeheuren Schuldenmasse, um später bei den Piemontesen oder Türken wieder aufzutauchen. Die Gläubiger fallen über den Grundbesitz und über das faßbare Vermögen her, und auf dem Subhastationstermin ist es ein deutscher Amtmann oder Güterspeculant, der den leergewordenen Sitz des polnischen Herren einnimmt. Das ist eine Geschichte, die sich trotz aller Bestrebungen reicher und patriotischer Polen immer wiederholt, eine Geschichte, die wir täglich mit eigenen Augen sich entwickeln sehen oder die wir uns von den Herren mit den morgenländischen Gesichtern auf der ambulanten Börse der Wilhelmstraße erzählen lassen können.

Massenhaft hat im vorigen Jahrhundert deutsche Einwanderung stattgefunden. Wir finden bis weit über die heutigen russisch-polnischen Grenzen hinaus das Land bedeckt mit deutschen Colonien*), die sich durch das an den polnischen Dorfnamen angehängte Wort „Hauland“ oder durch deutsche Dorfnamen kennzeichnen. Nachdem Kriege und Seuchen das Land verödet und die Bevölkerung heruntergebracht hatten, zogen die sächsischen Kurfürst-Könige aus dem Voigtlande, überhaupt aus ihren deutschen Landestheilen Einwanderer meist reformirten Glaubens hinüber, deren Nachkommen auch heut noch zähe an deutscher Sprache, Tracht und Sitte festhalten. Sie leben in Frieden mit ihren Nachbarn, den Landleuten polnischer Nationalität, sind aber, weil treue Unterthanen der Regierung, dem polnischen Edelmann ein Dorn im Auge, und werden von der geheimen Nationalregierung schwer bedrängt und besteuert.

Nicht bloß in seiner politischen Anschauungsweise, sondern auch im Blute findet ein wesentlicher Unterschied zwischen dem polnischen Landvolk und dem Adel statt. Ersteres gehört jenen slavischen Urstämmen an, die schon im sechsten Jahrhundert, aus dem Südosten kommend, das Land überschwemmt, theils die darin sitzenden Finnen vor sich her trieben, theils sich mit den Zurückbleibenden vermischten. Fast zweihundert Jahre später folgte ein anderer slavischer Stamm, die Lechen, gleichen Ursprungs mit den Kosaken, der sich erobernd und als Herren im Lande festsetzte, höhere Civilisations- und Culturfähigkeit mitbrachte, sich dem Christenthum zuwandte, die Unterjochten aber in slavischer Unterthänigkeit hielt. Fast ein Jahrtausend vermochte sich das Verhältniß zwischen Herren und Leibeigenen zu halten, bis mit der preussischen

*) Diese Colonien ziehen sich, besonders dicht gruppiert an der Weichsel, von Bromberg bis nach Warschau hin; auch um die Fabrikstadt Lodz, welche als Centralpunkt der deutschen Ansiedelungen in Polen anzusehen ist, liegen zahlreiche deutsche Ortschaften, und der ganze Westen von Russisch-Polen bis auf 30 bis 40 Meilen ins Land hinein ist in einem Maße mit vorwiegend deutschen Dörfern und Städtchen besät, wie man schwerlich vermuthet. Im Ganzen wohnen in Congresspolen mindestens 250,000 Deutsche. D. Red.

Besitzergreifung die Aufhebung der Leibeigenschaft und damit allmählig Selbstbewußtsein, höherer geistiger und materieller Aufschwung in die Masse des niederen Volkes kam. Der Stammesunterschied im Blut ist noch heut erkennbar. Das gemeine Volk ist von mittlerer Größe, gedrungenen Wuchses; Haar und Gesichtsfarbe sind dunkel, die Nase und Backenknochen breit, die schmalgeschnittnen Augen in einem Winkel zu einander geneigt. Im polnischen Edelmann hingegen findet man oft den Typus vollendeter kaukasischer Schönheit vertreten, schlanker Wuchs, gerade Nase und blondes Haar.

Der preußisch-polnische Bauer erinnert sich sehr wohl noch der alten Wirthschaft und erkennt dankbar die Segnungen an, welche die preußische Herrschaft ihm gebracht hat. Sein gesunder Verstand sagt ihm, daß er bei keiner Revolution gewinnen kann, und er würde vollkommen taub sein gegen alle Versprechungen und Aufhebungen des Edelmannes, hätte dieser sich nicht mit dem Geistlichen zu vereinigen gewußt. Aber auch diese Vereinigung wird schwerlich hinreichen, eine etwaige polnische Erhebung in Preußisch-Polen zu irgend einer Bedeutung gelangen zu lassen. In dieser Beziehung hat das preußische Militärsystem unendlich viel Gutes gestiftet, weil es die ausgebildeten Soldaten mit Begriffen von Treue und Gehorsam gegen den Eid und gegen den König, mit Anhänglichkeit an das alte Regiment, in welchem der Vater schon gedient hat und der Sohn wieder dienen wird, in die Heimath entließ, wo jene Begriffe Verbreitung fanden. Wir haben in dem Aufstande des Jahres 1848 Beispiele erlebt, daß polnische Deserteure von den eigenen Angehörigen an die Regimenter zurückgeliefert wurden.

Andero denkt der polnische Edelmann. Grundsätzlich meidet er den Staatsdienst; da er sich nun aber von der Militärpflichtigkeit durchaus nicht drücken kann, schiebt er seine Söhne, wenn es irgend möglich ist, in die Artillerie oder Cavallerie, mit der oft ausgesprochenen Absicht, daß sie das dort Erlernte einst zum Nutzen Polens gegen ihre alten Fahnen anwenden sollen.

Werfen wir einen Blick auf die geselligen Verhältnisse, wie solche sich in den letzten fünfzig Jahren zwischen Deutschen und Polen in der Stadt Posen gestaltet haben, so finden wir in denselben den Ausdruck der politischen Stimmung der Provinz. In den ersten Jahren nach der preußischen Besitzergreifung von 1815 folgte eine gewisse Abspannung auf die Anstrengungen und Enttäuschungen der napoleonischen Zeit. Man hatte genug des politischen Haders und freute sich des friedlichen Gedeihens und Aufblühens der Provinz unter dem neuen Regiment. In Posen entwickelte sich eine wahrhaft glänzende Geselligkeit, zu welcher Fürst Anton Radzivil, der Statthalter, das Beispiel gab, und an welcher der polnische Adel, sowie das preußische Beamten- und Militär gleichmäßig theilnahmen. Die liebenswürdigen Eigenschaften der Polen, der Luxus des Adels verliehen dieser Geselligkeit einen

Preußen. II. 1863.

hohen Reiz; Deutsche und Polen drehten sich gemeinsam im deutschen Walzer und in der polnischen Mazurka. Der russisch-polnische Aufstand trübte nur wenig diese gegenseitig freundlichen Beziehungen. Er nahm schnell den Charakter des großen Krieges an und hielt sich fern von den preußischen Grenzen, zu deren Schutz damals wie heute preußische Truppen aufgestellt waren. Aber allmählig, zu Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre, zog sich der polnische Adel von dem deutschen zurück; man bemerkte eine geheime religiöse Agitation auch in den niederen Volksschichten; eine gewisse Gemitterschwüle lagerte sich über der Provinz und entlud sich endlich 1846 in einem Aufstandsversuch, der sofort Deutsche und Polen in die schroffste Stellung zu einander brachte, und schon 1848 standen beide Nationalitäten in ausgesprochenem Racenhass von neuem einander gegenüber. Der Pole braucht jetzt das Wort „Niemiec“ (Deutscher), mit einem gehässigen Zischlaut ausgesprochen, als ein verächtliches Schimpfwort, etwa in der Bedeutung „deutscher Hund“, und das Wort „Prussiak“ (preußischer Beamte und Soldat) kaum besser, nur mit einer Beimischung von Furcht. Den Niemiec und Prussiak haßt er mehr wie den Moskowiter, weil des Ersteren höhere Civilisation ihn sicherer unterjocht und vernichtet, als des Letzteren bloß physische Kraft.

Seit 1848 hat absolut jeder gesellige Verkehr zwischen den Deutschen und Polen aufgehört. Die höhere deutsche Gesellschaft hat in Posen ihr Casino, ihre ausschließlich von ihnen besuchten Vergnügungsorte und ihre Bälle in den Beamten- und Offizierskreisen. Es gibt ein deutsches Theater mit Oper und Schauspiel, welches recht gute Geschäfte macht, im Winter im Schauspielhause, im Sommer in einem öffentlichen Garten. Sonst überwiegt das materielle Leben durchaus das geistige. Musik und literarische Interessen werden fast gar nicht cultivirt, und in diesem Umstande ist der Grund zu suchen, weshalb sowohl von den Civilbeamten als von dem Militär die Provinz Posen mit Inbegriff ihrer Hauptstadt als eine Art von Exil betrachtet wird, wo jeder ungerne hingehet und sich baldmöglichst wieder fortzumandövriren sucht.

Die Polen haben im Bazar, einem großen polnischen Hotel, ihren Vereinigungspunkt. Dort finden während der Carnevalszeit allabendlich rauschende Festlichkeiten statt. Ist der Carneval vorüber, so zieht sich der polnische Adel nach Dresden, Paris oder auf seine Güter zurück, um während des Wollmarkts wieder auf einige Tage aufzutauchen; in diesen Tagen kommt von Krakau eine polnische Theatertruppe zu einigen Aufführungen herüber.

Es sind unerfreuliche Zustände, welche wir in Obigem geschildert haben und es ist kaum Aussicht vorhanden, daß sie sich in Zukunft bessern werden, gleichviel ob die polnische Partei siegt, oder die deutsche am Ruder bleibt. Was dem Deutschen bevorsteht, wenn der Pole die Oberhand behält, darüber kann nur der im Zweifel sein, der die jetzt factisch bestehenden Zustände nie mit

eigenen Augen gesehen hat, und wenn die Maßregeln, welche die preussische Regierung zum Schutze ihrer Interessen an den östlichen Grenzen ergriffen hat, in Berlin und am Rhein Anstoß erregen, wo die Leute in Sicherheit hinter dem grünen Tische rechnen, so werden sie dort dankbar anerkannt, wo das Damoklesschwert über den Häuptern schwebt.

Leipzig und die Turner.

2.

Das Fest ist beendet. Wie die Blume, nachdem sie alle ihre Reize entfaltet hat, allmählig welkt und eines ihrer Blätter nach dem andern verliert, so entkleidet sich die Stadt allmählig ihrer Fahnen, und eine gewisse Müdigkeit, ein herbstliches Wesen tritt an die Stelle der mächtigen Anspannung aller Organe geistigen und körperlichen Arbeitens und Genießens, welche die Feier in Anspruch genommen.

Unsre Gäste haben uns größtentheils verlassen, und nur hier und da schlendert noch eine schlanke Graujacke durch die Gassen. Die treuverdienten, bis tief in die Nächte hinein beschäftigt gewesenem Mitglieder der Ausschüsse legen Frack und Schärpe ab und gedenken einen langen Schlaf zu thun. Der Mittelmann bezieht wieder seine gute Stube, der Arme braucht nicht mehr in der Küche zu schlafen. Der Speculant überzählt vergnügt seinen Gewinn. Die Kinderwelt verlernt nach und nach das „Gut Heil!“ das sie grüßenden Turnern abgehört. Der Himmel darf wieder Wolken sammeln und Regen ergießen. Während man in den Festtagen nur Augen und Worte für die großen Züge der Feier hatte, erzählt man sich jetzt auch die zahlreichen kleinen. Die alltägliche Arbeit tritt wieder in ihre Rechte, auch die Kritik; aber ihr Urtheil lautet nach wie vor: Ueber alle Erwartung wohlgerathen, kein Miston in der Harmonie der Kräfte, die hier ohne andern Zügel als den der Selbstbeherrschung auf engem Raum und bei vielfacher Gelegenheit gegen einander zu prallen, sich in hoher Erregung tummelten. Wie die scheidenden Gäste die Straßenecken und Seite auf Seite des Tageblattes mit Danksaugungen bedecken, so wissen ihre Gastgeber nur Gutes von ihnen zu berichten. Im besten Sinne